

Irma von Troll-Borostyáni und die Frauenfrage

Familienkrise und Frauenbildung um 1890 am Beispiel der Salzburger Schriftstellerin

Von Josef Donnenberg

Das Thema „Familienkrise und Frauenbildung um 1890“ am Beispiel der Salzburger Schriftstellerin Irma von Troll-Borostyáni zu behandeln ist nicht selbstverständlich und bedarf einer kurzen Begründung*. Die 1847 (nicht 1849) in Salzburg Geborene und 1912 ebenda Verstorbene war durch ihre Reisen, Kontakte und Werke damals weit über Salzburg hinaus bekannt und bedeutend. Sie gehört auch heute nicht zu den Vergessenen¹, aber eine in Buchhandel oder Bibliothek greifbare, Leben und Werk umfassende kritische Würdigung in Buchform und aus heutiger Sicht wird man vergeblich suchen². Ist es überflüssig, sich mit ihr zu beschäftigen? Ich versuche in diesem Beitrag zu zeigen, daß sie gerade heute wieder unsere Aufmerksamkeit, unser Interesse verdient, und zwar einerseits als Beispiel für den Beginn der emanzipatorischen Frauenbewegung in Österreich, andererseits als Beispiel für die Verbindung von sozialwissenschaftlicher und literarischer Arbeit und außerdem als Beispiel für den Aufbruch der Moderne am Ende des 19. Jahrhunderts und am Anfang des 20. Jahrhunderts.

Diese drei Aspekte der Betrachtung möchte ich einleitend etwas näher erläutern. Beginnen wir mit dem zuletzt genannten: Irma von Troll als Beispiel für den Aufbruch der Moderne. Nach Jakob Burckhardt ist Geschichte (als Erinnerung) das, was ein Zeitalter an einem anderen bemerkenswert findet³. Heute, gegen Ende des 20. Jahrhunderts, in einer Zeit der Krise der Moderne, in der die Perspektiven der „Postmoderne“ und des „New Age“ diskutiert werden, finden wir die Spätzeit des 19. Jahrhunderts als die Zeit des (radikalisierten) Aufbruchs in die Moderne bemerkenswert, der Untersuchung wert.

Zwar nahm – wie Carl E. Schorske feststellt – schon im 18. Jahrhundert das Wort ‚modern‘ etwas „vom Klang eines Schlachtrufs an, damals aber nur als Antithese zu ‚antik‘, zu ‚den Alten‘ – es meinte den Gegensatz zum klassischen Altertum“⁴. Seit etwa 1880 aber habe sich der Schlachtruf ‚modern‘ in seiner Bedeutung fundamental gewandelt. Der Wille zum Modernen zeige nun, so Schorske, das Bestreben an, „unsere Wahrnehmung unseres Lebens und unserer Zeit von allem (!) Vorherigen, von der ganzen (!) Geschichte überhaupt zu unterscheiden“, unabhängig zu machen⁵. Das

* Aufsatz ist die leicht überarbeitete Fassung eines Vortrags des Verfassers bei dem Symposium österreichischer und polnischer Germanisten in Karpacz (bei Breslau) im Jahr 1986.

aber bedeute nicht Stillstand der Geschichte, sondern im Gegenteil: „Der geschichtliche Wandel nötigt nicht nur den einzelnen, nach einer neuen Identität zu suchen, sondern er stellt auch ganzen Gruppen der Gesellschaft die Aufgabe, abgestorbene Überzeugungen zu revidieren oder zu ersetzen. Paradoxerweise hat der Versuch, die Fesseln der Geschichte abzuschütteln, den Prozeß der Geschichte beschleunigt, denn die Gleichgültigkeit gegenüber jeglicher Verwandtschaft mit der Vergangenheit setzt die Phantasie frei, neue Formen und Gebilde zu erfinden. Vielfältiger Wandel erscheint somit da, wo einst Kontinuität herrschte. Umgekehrt schwächt der schnelle Wechsel in der gegenwärtigen Geschichte die Autorität der Geschichte als bedeutende Vergangenheit. (...) Wiens große geistige Neuerer (der Jahrhundertwende) (...) brechen alle mehr oder weniger entschieden ihre Bindung an die historische Anschauung ab, die wesentlich war für die liberale Kultur des 19. Jahrhunderts, in welcher sie erzogen wurden.“⁶

Troll-Borostyáni – seit 1870 in Wien, seit 1872 in Budapest lebend – stellte sich bewußt in jene Spannung zwischen der Tradition der liberalen Kultur des 19. Jahrhunderts einerseits und den naturwissenschaftlich und sozialwissenschaftlich begründeten Neuerungen andererseits. Sie war nicht nur eine Beobachterin dieses Aufbruchs der Moderne, sondern wurde zu einer Triebkraft dieses Aufbruchs – und blieb in diesem Sinn tätig, als sie 1882 nach Salzburg zurückkehrte. Die damalige Salzburger Literaturgeschichtsschreibung (Feichtlbauer und Widmann) stimmt darin überein, daß die literarische Moderne in Salzburg mit Irma von Troll-Borostyáni begann⁷. Zur Schriftstellerin aber wurde Irma von Troll, die zunächst eine Karriere als Pianistin angestrebt hatte, in Budapest, wo sie auch ihren Mann, den ungarischen Journalisten Nándor von Borostyáni, kennenlernte. In den Budapester Jahren schrieb sie ihr erstes Buch, das sie rasch in ganz Mitteleuropa bekannt machte: „Die Mission unseres Jahrhunderts. Eine Studie über die Frauenfrage.“⁸

Ihr erstes Buch war eine sozialwissenschaftliche Studie. Aber schon damals versuchte sie sich auch in kleineren literarischen Arbeiten, schrieb Novellen und Erzählungen.

Das führt uns zum zweiten Aspekt unserer Untersuchung: Irma von Troll als Beispiel der Verbindung von sozialwissenschaftlicher und literarischer Arbeit. In der Gegenwart zeigt sich deutlich ein Wandel in der Konstellation zwischen Wissenschaft und Literatur, eine Neubestimmung der Relation zwischen Literatur und Sozialwissenschaft. Dieser Wandel hat sich im 19. Jahrhundert vorbereitet. Der Aufbruch der Moderne erfolgte im Zeichen der Natur- und Sozialwissenschaften. Insbesondere auch die Literatur diente der geistigen Verarbeitung, lebensnahen Veranschaulichung und wirksamen Popularisierung dieser Impulse. Doch dies ging nicht ohne tiefreichende Konflikte.

Wolf Lepenies erinnert in der Vorbemerkung zu seinem Buch „Die drei Kulturen“⁹ an die Auseinandersetzung zwischen dem Naturwissenschaftler



Die Salzburger Schriftstellerin Irma von Troll-Borostyáni, 1847–1912.

(Foto: SMCA)

C. P. Snow und dem Literaturkritiker F. R. Leavis (1962). Seit damals ist der Gegensatz von Natur- und Geisteswissenschaften bzw. der Wissenschaftler und Literaten „zum Schlagwort von den zwei Kulturen geworden“, die einander fremd und ohne Verständnis gegenüberstehen; ein Schaden für die westliche Zivilisation. Nicht zuletzt, weil schon „in der Vorläufer-Diskussion, die im 19. Jahrhundert Matthew Arnold und Thomas Henry Huxley miteinander führten, die Soziologie eine wichtige, wenn auch meist übersehene Rolle“ spielte, kommt Lepenies zu der „Auffassung, daß man die Sozialwissenschaften als eine dritte Kultur bezeichnen kann“. Sie wollen/sollen nicht als bloße Mitläufer der traditionellen literarischen Kultur angesehen werden.

Wenn ich Lepenies recht verstehe, zielen seine Beobachtungen und Untersuchungen nicht darauf ab, einer weiteren Spaltung Vorschub zu leisten (die Sozialwissenschaften könnten im Gegenteil als Brücke fungieren); er sieht jedoch seine Aufgabe (in dem genannten Buch über die drei Kulturen) darin, zu zeigen, daß und wie sich seit dem 19. Jahrhundert ein Wettbewerb entwickelte „zwischen einer sozialwissenschaftlichen und einer aus Kritikern und Autoren bestehenden literarischen Intelligenz“. Sie konkurrierten darum, „die Industriegesellschaft angemessen zu interpretieren und dem modernen Menschen eine Art Lebenslehre zu bieten“.

Während also nach Lepenies Literatur und Soziologie seit der Mitte des 19. Jahrhunderts darum streiten, wer die „Schlüsselorientierung der modernen Zivilisation“ zu liefern imstande sei, findet sich bei Troll-Borostyáni der Versuch, statt der Konkurrenz eine Kooperation zu entwickeln. Sie scheint mir ein Beispiel dafür zu sein, daß und wie sozialwissenschaftliche und literarische Intelligenz zusammenwirken können. Allerdings zeigen sich bei ihr nicht nur Möglichkeiten, sondern auch Grenzen dieses Zusammenwirkens. Und die Grenzen dieses Zusammenwirkens liegen nicht nur in ihrem (literarischen) Talent.

Um nun zum dritten Aspekt unserer Betrachtung zu kommen: Das Hauptproblem, dem sie sowohl ihre sozialwissenschaftlichen Studien wie ihre literarischen Arbeiten widmete, war die Frauenfrage. Wenn historische Betrachtung und Untersuchung im allgemeinen häufig zu dem Ergebnis kommt, daß sich in der sogenannten guten alten Zeit viele nach besseren Zeiten sehnten, so gilt dies im besonderen für die Frauenbewegung im 19. Jahrhundert.

Irma von Troll-Borostyáni sehnte sich nicht nur nach besseren Zeiten, sie setzte sich tatkräftig für Veränderungen ein. Nicht zu Unrecht hat man sie „Sozialpolitikerin“ genannt. Sie ist eine Bahnbrecherin der bürgerlichen Frauenbewegung im damaligen Österreich-Ungarn. In dem Sammelband „Totgeschwiegen“ (1982), herausgegeben von Sigrid Schmid und Hanna Schnedl, ist der Beginn der Frauenbewegung in Österreich dokumentiert und damit auch das Umfeld der Arbeit von Irma von Troll-Borostyáni. Ich möchte hier auf den Zusammenhang mit der Frauenfrage und Frauenbewegung in Deutschland hinweisen.

Troll-Borostyánis Hauptwerke erschienen ungefähr gleichzeitig mit August Bebels berühmtem Buch „Die Frau und der Sozialismus“ (Leipzig – Zürich 1879). Troll-Borostyánis erstes Buch, „Die Mission unseres Jahrhunderts. Eine Studie über die Frauenfrage“, erschien ein Jahr vorher (Preßburg – Leipzig 1878). Ihr zweites wichtiges Buch, „Die Gleichstellung der Geschlechter und die Reform der Jugend-Erziehung“ (1888), erschien nur wenige Jahre nach der zweiten Auflage von August Bebels Buch über „Die Frau und der Sozialismus“ (21883) und im gleichen Züricher Verlag (Schabelitz). Aber Troll-Borostyáni kam aus der Tradition des Liberalismus und stand damit auf einem anderen Boden als August Bebel. Dennoch gibt es – bei allen Unterschieden – viel Gemeinsames zwischen der bürgerlich-liberalen und der proletarisch-sozialistischen Frauenbewegung, vor allem hinsichtlich der praktischen Konsequenzen ihrer Forderungen – und hinsichtlich der Veranlassung. Warum begannen nicht nur die Arbeiter, sondern dann auch die Frauen konkrete, politisch organisierte Schritte zu unternehmen, um ihre Situation zu verbessern?

Weil sich am Ende des 19. Jahrhunderts das Bürgertum von den am Ende des 18. Jahrhunderts in der Französischen Revolution gestellten Forderungen nach Freiheit und Gleichheit für alle (!) Menschen längst abgewandt hatte, mußte diese „Forderung der großen Menschheitsrevolution“ nun neu gestellt werden, eben von den bisher ausgegrenzten Gruppen¹⁰. Freiheit und Gleichheit – auch für die Frauen; das war es, was die – bürgerlichen – Frauenvereine bewegte; deswegen wendeten sie sich gegen eine durch die Vater-Autorität bestimmte Gesellschaft; deswegen forderten sie Gleichberechtigung und Berufstätigkeit der Frau, eine bessere Ausbildung für junge Mädchen, Zulassung der Frauen zu den Universitäten und das aktive und passive Wahlrecht der Frauen.

Um diese Forderungen durchzusetzen, bedurfte es langer sozialpolitischer Auseinandersetzungen, waren sowohl innere Klärungsprozesse wie Kämpfe gegen äußere Widerstände nötig. Ein Zeichen der inneren Klärung war das erste Programm der Frauenbewegung, 1865, von Luise Otto-Peters; ein Zeichen des gemeinsamen Kampfes gegen gesellschaftliche Widerstände war die Gründung des Internationalen Frauenbundes, nach Ingeborg Weber-Kellermann der Höhepunkt der Frauenbewegung um die Jahrhundertwende. Gertrud Bäumer und Helene Lange, zwei führende Vertreterinnen der deutschen Frauenbewegung, brachten 1901 ff. ein fünf-bändiges Handbuch der Frauenbewegung heraus. Bemerkenswert ist, daß die deutsche Frauenbewegung offiziell erst 1908 die Zulassung der Frauen zum Studium durchsetzen konnte, das heißt wesentlich später als in der Schweiz (1840), in den angelsächsischen (1850) und nordischen Ländern (1870). Und erst nach dem Ersten Weltkrieg, 1918, erreichten die deutschen Frauen das passive und aktive Wahlrecht.

Bei dem Versuch, sich von den Fesseln der patriarchalischen Gesellschaftsordnung des 19. Jahrhunderts zu befreien, stieß die bürgerliche Frauenbewegung jedoch auch auf innere Grenzen, bedingt durch das (ver-

innerlichte) bürgerliche Sozialmodell; demgemäß gehörte die Mutter zu ihren Kindern. Und dementsprechend forderte und erkämpfte die bürgerliche Frauenbewegung Berufstätigkeit vor allem für die alleinstehende bzw. die kinderlose Frau. Die (bürgerliche) Frau stand also in der Regel, wie Elisabeth Pfeil zeigte¹¹, vor der Alternative: Berufstätigkeit oder Mutterschaft. Lediglich bei künstlerischen oder geistigen Berufen schien damals eine Ausnahme von dieser Regel möglich und praktikabel. Die Lösung dieses Dilemmas hätte nicht zuletzt eine Umstrukturierung der Familie, sondern auch die Einführung einer staatlichen Kindererziehung verlangt. Eben diese Konsequenz zog auch Irma von Troll-Borostyáni; im VI. Abschnitt ihres Buches über „Die Gleichstellung der Geschlechter und die Reform der Jugendziehung“ fordert sie die „Erziehung [schon] der Kinder in Staats-Instituten auf Kosten und unter Leitung des Staates“¹².

In ihrem Leben zeigte sich jenes oben dargestellte Dilemma in einer spezifischen, persönlichen und leidvollen Ausprägung. Das zeitgenössische „Lexikon deutscher Frauen der Feder“¹³ berichtete: „Ihr Eheglück war von kurzer Dauer. Die Geburt eines Töchterchens, das schon im zartesten Alter starb, zog ihr ein schweres inneres Leid zu, von dem sie vergeblich Heilung in Bädern und Kuranstalten suchte.“ Als sie die Nachricht vom Tod ihrer Mutter erreichte, kehrte sie in ihre Heimatstadt Salzburg zurück und lebte „im Hause ihrer Jugendfreundin“.

Ich habe einleitend Irma von Troll-Borostyáni als Beispiel für den Aufbruch der Moderne in der Zeit der Jahrhundertwende, als Beispiel für das Bestreben, sozialwissenschaftliche und literarische Arbeit zu verbinden, und als Beispiel für die Anfänge der bürgerlichen Frauenbewegung vorgestellt.

Im folgenden möchte ich zunächst mit einigen der sozialwissenschaftlichen Studien, dann mit einigen literarischen Texten von Troll-Borostyáni bekannt machen; jeweils im Hinblick auf unsere thematische Perspektive „Familienkrise und Frauenbildung um 1890“. Will man die Eigenart einer Publizistin und Schriftstellerin kennenlernen, muß man sich – wenigstens – exemplarisch mit ihrer Sprache vertraut machen. Deshalb möchte ich nicht nur referieren und resümieren, sondern auch öfter zitieren; vor allem auch, weil die Kenntnis, die Lektüre ihrer Schriften nicht vorausgesetzt werden kann.

Der erste Satz ihres Buches „Die Mission unseres Jahrhunderts. Eine Studie über die Frauenfrage“ (1878) lautet: „Ein Philosoph [sic] des Altertums bemerkte witzig, daß der Mensch immer genug Kraft besitze, um das Unglück anderer zu ertragen.“ Sie zitiert diesen Sarkasmus aber nur, um dagegen zu rebellieren. Sie schließt deshalb die Frage an: „Folgt daraus, daß der Mensch für die Leiden seiner Mitbrüder keine Theilnahme besitze und nicht vom Drange beseelt wäre, sie zu lindern?“ Und sie reiht Beispiele an, aus denen klar hervorgehen soll, daß jene Bemerkung des antiken Philosophen falsch ist, weil teilnehmendes Mitleid die Menschen verbindet. Und sie setzt fort:

„Ist aber die Theilnahme an dem Geschick des Nebenmenschen die Kette, welche edle Herzen und Geister mit einander verknüpft, so ist der Drang der menschlichen Seele, ihr eigenes Dasein zu den vollkommensten Formen zu entfalten, die Lebensfunktionen, die geistigen wie körperlichen, zu der höchsten Stufe der Entwicklung emporzubilden, der Urquell aller Civilisation und Kultur.“

Das Vertrauen in diese beiden Grundkräfte des Menschen, die Bereitschaft zur Teilnahme am Geschick des Mitmenschen und das Verlangen nach Selbstentfaltung, gibt ihr den Mut, „an die Gesellschaft mit einer Bittere oder (!) Forderung (. . .) heranzutreten und (. . .) die Notwendigkeit deren Gewährung darzustellen. Die Bitte heißt: Gleichberechtigung beider Geschlechter.“ (Mission, S. 3 f.)

So wie diese Bitte oder Forderung ihr Grundthema bleibt, so bleibt auch der Stil, die Ausdrucksweise im wesentlichen konstant: sie verbindet die affektbetonte Rhetorik des Appells mit sachlich-analytischer Darstellung und Dokumentation, um die „Notwendigkeit der Gewährung“ jener Bitte zu begründen; sie entwickelt ein entsprechendes sozialpolitisches Programm.

Zunächst ein Beispiel für den Appellcharakter, die affektbetonte Rhetorik ihres ersten Buches:

„An das Mitgefühl appelliere ich, weil angesichts der Unterdrückung der schwächeren Hälfte der Menschheit das Herz jedes Gerechten in Schmerz und Zorn erbeben und vom Verlangen schwellen muß nach deren Befreiung. An das Streben nach geistigem und freiheitlichem Fortschritt appelliere ich, weil es keinen wahren Fortschritt gibt in einem Staate, worin der Despotismus in vollster Blüte steht, wie in Europa der Geschlechtsdespotismus.“

Ihr Appell wendet sich also einerseits an das Individuum (das Herz jedes Gerechten), andererseits an den kollektiven Zeitgeist (freiheitlicher Fortschrittsglaube). Und dementsprechend tritt sie nicht nur als Individuum, als einzelne auf, sondern als Teil einer sozialpolitischen Bewegung. Sie ist sich bewußt, nicht die erste und nicht allein zu sein in diesem Kampf um die Befreiung der Frau, aber mit dieser Entschiedenheit und sozialpolitischen Programmatik ist sie 1878 die erste in Österreich (nach H. Widmann, 1914, S. 23).

Weil sie weiß: „wir stehen doch nur erst am Beginn der Bewegung“ (Mission, S. 4), und weil sie erkennt, „daß der Hauptgrund, worum die Freiheitsbestrebungen des weiblichen Geschlechts bisher so schleppenden Ganges vorschreiten, darin liegt, daß diese Bestrebungen so zerstreut und vereinzelt auftreten“ – deshalb stellt sie an die Spitze ihrer Abhandlungen die Forderung: „Um das angestrebte Ziel rasch und sicher zu erreichen, müssen die Frauen (. . .) sich in Parteigruppen organisieren, einheitlich zusammenwirken und all ihre Thatkraft (. . .) in Verfolgung dieses Zieles aufbieten.“

Wenn sie sich an ihre Geschlechtsgenossinnen wendet, wird ihre Rhetorik militant. Konzentration der Kräfte ist ihr Schlachtruf angesichts der

Vielzahl der Gegner. Sie spricht vom „Pfeilregen“ der malitiösen Witze der Gegner der Frauenbewegung und von deren „Waffen des Spotts“. Dagegen stellt sie „das Bewußtsein, für Recht und Wahrheit zu kämpfen“ wie einen „Schild, an dem alle diese Wurfgeschosse machtlos abprallen“.

Solche militärische Metaphorik prägt auch den Schluß der Einleitung, in der sie die Gegnerschaft der Frauenrechte mustert: „Das eine Heerlager besteht aus überspannten Idealisten, welche unseren Vernunftgründen lauter mittelalterlichen Kram entgegensetzen von der Würde der Frau, welcher sie verlustig gehen müsse, sobald sie als Konkurrentin des Mannes in die Arena des öffentlichen Lebens trete (. . .)“, „Das andere Armeekorps rekrutiert sich aus jenen hochgesinnten Männern, die da fürchten, wenn die Frau einmal befähigt und berechtigt sein wird, sich ihre Existenzmittel selbständig zu erwerben und nicht darauf angewiesen ist, das Gnadenbrod [sic] ihres Herrn und Gemals [sic] zu essen, so wird sie nicht mehr mit derselben rührenden Hingebung seine schadhafte Hemden ausbessern und seinen Mittagstisch bestellen (. . .).“ – Überraschenderweise ist aber dann nicht vom Besiegen, sondern vom „Belehren“ die Rede, so wie von der „Mission“ ihres Jahrhunderts, die Gleichberechtigung beider Geschlechter durchzusetzen.

Im folgenden untersucht von Troll-Borostyáni dann „die bisherige weibliche Erziehung“ und die „Resultate dieser Erziehung“: Man läßt die Frau unaufgeklärt und hält sie in Unbildung, d. h. im Finstern wandeln, damit sie in dem „durch Kenntnisse und begünstigtere soziale Stellung überlegenen Mann ‚ein großes Licht‘ erblicke und sich von ihm willig und gehorsam leiten und führen lasse“ (S. 21). Irma von Troll ist demgegenüber bestrebt zu zeigen, daß es nicht nur für die Frau als Einzelwesen, sondern gerade „auch für den Gatten, für die Familie, für die ganze Gesellschaft (und den Staat) weit vorteilhafter wäre, wenn die Bildung der Frau eine gründliche wäre (. . .)“ (S. 28). Vorteilhafter, d. h. hier: das individuelle und allgemeine Glück vermehrend.

Am Schluß, nachdem sie gezeigt hat, was ist und was sein sollte, wendet sie sich (S. 121) der Frage zu: „Was muß geschehen, um die aus der weiblichen Erziehung und aus der Stellung der Frau hervorgehenden Uebel zu beseitigen?“ Nach der Analyse also das Programm: Ihre Reformvorschläge zielen auf eine Umgestaltung der sozialen Ordnung durch gesetzliche Regelungen, „welche den Staatsangehörigen beider Geschlechter gleiche Pflichten und gleiche Rechte auferlegen“. Diesem – damals noch utopisch erscheinenden – Ziel, zu dem ihr selbstverständlich auch „die Ertheilung des politischen Stimmrechts an die Frau“ gehört, soll nicht sprunghaft, sondern phasenweise, „schrittweise“ zugestrebt werden (S. 123). In bewußter Distanz zu Ungeduldigen, zu – wie sie sagt: emanzipatorischen Heißspornen – fordert sie also eine stufenweise Verbesserung vor allem der Frauenbildung sowie der sozialen und ökonomischen Rechte und Chancen der Frau (S. 154). Sie betont aber: „Die Emanzipation der Frau wird dann erst eine vollständige sein, wenn sie an den Regierungsgeschäften ebenso theil-

nimmt wie der Mann.“ Auf dieses Endziel hin entwirft sie ein praktikables Stufenprogramm (S. 158 ff.), das agitatorischen Radikalismus ablehnt, aber konsequente Tatkraft fordert und sich vor allem an anglo-amerikanischen – also bürgerlich-demokratischen – Vorbildern orientiert:

- (1) Konzentration der Kräfte in Frauenvereinen.
- (2) Gründung von Zeitschriften, welche „die Idee der Emanzipation der Frau verbreiten, für sie die Gemüter erwärmen und die Geister überzeugen“.
- (3) Gründung von Schulen, die auch Mädchen zur Hochschulreife führen.
- (4) Stipendien für mittellose Studentinnen. – Und zuletzt:
- (5) Forderung des politischen Wahlrechts für Frauen.

Es geht ihr also um individuelle und kollektive Bewußtseinsbildung als Vorbereitung der politisch-rechtlichen Gleichstellung.

Am Beispiel des Kapitels über die Familie sollen nun die Gedanken der Autorin noch etwas genauer dargelegt werden: Ausgehend von dem Befund, daß sich Staat und Familie die Aufgabe der Erziehung der Jugend teilen und daß nicht nur die staatlichen Schulen, sondern insbesondere auch die Familien aus strukturellen Gründen dieser Aufgabe nicht gerecht werden, erklärt Irma von Troll: „Die Familie wird ihrer Aufgabe, gute, tüchtige und glückliche Menschen heranzubilden, dann erst völlig zu erfüllen vermögen, wenn:

1. der Frau die Möglichkeit geboten sein wird, durch ihre eigene Thätigkeit sich eine ehrenvolle, sichere Existenz zu schaffen;
2. im allgemeinen die Geistesbildung der Frau gründliche Kenntnisse umfassen wird, welche sie ihrem Gatten ebenbürtig an die Seite stellt, und
3. das Verhältniß [sic] der Eltern zueinander auf gleichen Rechten ruht.“ (Mission, S. 87)

Sie fordert also eine antitraditionelle Umstrukturierung der Familie und den Übergang von einem patriarchalisch-hierarchischen (religiös motivierten) Modell zu einem demokratisch-partnerschaftlichen Modell, das bei Irma von Troll ‚rein‘ moralisch, d. h. areligiös motiviert ist.

Um den Text, die spezifische Position der Irma von Troll deutlicher erfassen zu können, ist es notwendig, den damaligen Situationskontext, die damals beginnende sozialwissenschaftliche Problematisierung der Familie zu skizzieren. Ich stütze mich dabei auf eine einschlägige Darstellung des (österreichischen) Historikers Michael Mitterauer¹⁴.

Demnach bildete die Familie schon seit der Mitte des 19. Jahrhunderts für die Soziologie einen zentralen Untersuchungsgegenstand. Trotz verschiedener Ansätze und Positionen war den soziologischen Theorien bei der Betrachtung des Strukturwandels der Familie damals folgende Annahme gemeinsam: Es gibt eine generelle Tendenz von umfassenderen zu kleineren Familienformen, das heißt von der vorindustriellen Großfamilie zur

modernen Kleinfamilie. Die Ursache für diese Veränderung ist der Prozeß der Industrialisierung und die dadurch hervorgerufenen Änderungen der sozialen Verhältnisse. Diese Betrachtungsweise findet sich in den Grundzügen sowohl beim Begründer der empirischen Familiensoziologie, dem Franzosen Frédéric Le Play (1806–1882), wie auch bei Wilhelm Heinrich Riehl (1823–1897), dem Wegbereiter der Familiensoziologie in Deutschland. Le Play stellt der von ihm so genannten ‚Stammfamilie‘ als der vorherrschenden Familienform älterer Zeiten die neuere Form der sogenannten ‚Kernfamilie‘ gegenüber. Als Stammfamilie wird jene Familienform bezeichnet, in der drei Generationen miteinander leben: die das Haus besitzenden Eltern; deren ältester Sohn, der das Erbe ungeteilt übernehmen soll, mit seiner Frau und seinen Kindern; außerdem dessen jüngere noch unverheiratete Geschwister. Die ‚Kernfamilie‘ dagegen besteht bloß aus den Eltern und deren gemeinsamen Kindern. Die Stammfamilie mit ihrem System der Unterordnung und Solidarität gilt als stabile Form, die Kernfamilie – wegen ihres Egoismus und Individualismus – als instabil.

Schon daraus wird ersichtlich, daß Unbehagen und Kritik an der als Umbruchszeit erfahrenen Gegenwart (in der Mitte des 19. Jahrhunderts) Anlaß der soziologisch-historischen Beschäftigung mit Familienformen der Vergangenheit bildeten: Die Krisenerscheinungen der (damaligen) Gegenwart – zurückgeführt auf die schädigenden Einflüsse der Industrialisierung und des liberalen Individualismus – sollten „durch die Wiederbelebung traditioneller Familienformen und ihres Wertsystems überwunden werden“. (Mitterauer, S. 39) Insbesondere sollte durch die Wiederherstellung der väterlichen Autorität, der überlieferten Bindungen innerhalb der Familie und der vom Verfall bedrohten traditionellen Sitten eine Stabilisierung der Gesellschaft erreicht werden. – Damit wird ein interessenbedingtes Interpretationsmuster deutlich, das bei historischer Betrachtungsweise nicht selten ist: „Leitbilder der Neugestaltung aus alten Ordnungen fließen so mit der Analyse der Vergangenheit zusammen. Eigenes politisches Wollen empfängt so aus der Geschichte seine Legimität.“ (Mitterauer, S. 39)

Ganz im Gegensatz dazu bzw. umgekehrt verläuft die Interessens- und Forschungsrichtung bei Irma von Troll-Borostyáni. Nicht aus konservativ-restaurativer Einstellung heraus, sondern aus liberal-reformerischer Tendenz und getragen von einem aus der Aufklärung stammenden Fortschritts- und Erziehungsoptimismus macht sie sich an die Arbeit, schreibt sie ihre Studien.

Wie in ihrer ersten „Studie über die Frauenfrage“, dem Buch „Die Mission unseres Jahrhunderts“ (1878), so untersucht Irma von Troll-Borostyáni auch in ihrem zweiten Buch, „Die Gleichstellung der Geschlechter und die Reform der Jugendziehung“ (1888), die Krise der Familie und die Probleme der Frauenbildung nicht isoliert, sondern im größeren gesellschaftspolitischen Zusammenhang. Und es geht ihr dabei nicht nur um Analyse und Perspektive; ihre Studien zielen auf Veränderung der bestehenden Gesellschaft und entwickeln ein Reformprogramm. Um den, wie

sie sagt, „scheinbaren Zwiespalt zwischen den Ansprüchen der künftigen und der gegenwärtigen Generation, mithin zwischen den Interessen der Gesellschaft und dem Naturtrieb des Individuums zu lösen“, bedarf es nach Troll-Borostyáni „der Gesamtwirkung folgender vereint vorzunehmender Maßnahmen zur Neuorganisation der Gesellschaft:

1. Die vollständige soziale und politische Gleichstellung beider Geschlechter. – 2. Die vollkommene, unbedingte Lösbarkeit (nicht Abschaffung) der Ehe. – 3. Die Abschaffung der Prostitution als gesetzliche oder geduldete Institution. – 4. Eine fundamentale Reform der Jugendernziehung beider Geschlechter. – 5. Die Erziehung der Kinder (beiderlei Geschlechts) in Staatsinstituten auf Kosten und unter Leitung des Staates.“ (Gleichstellung, S. 50)

Jede dieser hier aufgeführten Maßnahmen stellt zugleich einen Problem-bereich dar, dem die Autorin später eigene Studien, Bücher gewidmet hat. Im allgemeinen läßt sich zu diesem Programm der Neuorganisation der Gesellschaft sagen, daß es Troll-Borostyáni vom ersten Buch an leitmotivisch und zentral um die Verminderung des menschlichen Leidens ging, das durch menschliche Ungerechtigkeit verursacht ist. Und: Ihr Kampf um Gerechtigkeit für die Frau, um Befreiung der Frau und Gleichstellung der Geschlechter war ein Kampf um mehr Glück für Individuum und Gesellschaft, ein Kampf im Sinn der westeuropäischen Aufklärung.

Im besonderen möchte ich am Beispiel einer dieser Forderungen auf das Dilemma solcher Befreiungsbewegungen, die das größtmögliche Glück anstreben, hinweisen. An diesem Beispiel wird sichtbar, wie eine Befreiungsbewegung in eine Zwangsmaßnahme mündet. Es handelt sich um die (oben) zuletzt angeführte Maßnahme einer Neuorganisation der Gesellschaft, um die „Erziehung der Kinder in Staatsinstituten auf Kosten und unter der Leitung des Staates“. (Ich referiere und zitiere aus dem VI. Kapitel ihres Buches.)

Nach Troll-Borostyáni enthält die Frage der Jugendernziehung zwei Probleme, die je für sich eine Lösung erfordern. Einerseits die moralische Frage, ob die Erziehung der Kinder dem Staat oder der Fürsorge der Eltern überlassen werden soll; andererseits die national-ökonomische, wie die zur Erziehung der Kinder erforderlichen finanziellen Mittel beschafft werden können.

Zur (moralischen) Frage: Erziehung der Kinder in der Familie oder in Staatsinstituten? Abgesehen davon, daß sie nur diese Alternative kennt – aus Irma von Trolls Antwort wird klar, daß sie nicht glaubt, zur Erreichung ihrer Ziele auf die Familie bauen, ihr vertrauen zu können. Selbst wenn es so wäre, daß dem moralischen und leiblichen Gedeihen eines Kindes die Verhältnisse eines wohlgeordneten Familienlebens die günstigsten Chancen böten (was sie aber bestreitet), so ist doch faktisch (sagt sie) der Prozentsatz der Kinder, welche so glücklich sind, in solchen Verhältnissen aufzuwachsen, verschwindend klein. Die meisten Eltern seien schon infolge ihrer materiellen Lage gänzlich außerstande, sich mit der Erziehung ihrer Kinder zu

befassen. Da die Förderung der Familie nicht zu ihrem Programm gehört, fordert sie nicht die Verbesserung der materiellen Lage der Familie, sondern argumentiert (wörtlich) folgendermaßen:

„Die wichtigsten Interessen der Gesellschaft erfordern es, daß das Material (!) des künftigen Geschlechts nicht verwahrlost, sondern in günstiger Weise [– nicht: sich entwickelt, sondern:] entwickelt und gebildet werde. (. . .) Die günstigste Zusammensetzung des nächsten Geschlechts und dessen Heranbildung ist daher für die Gesellschaft von höchster Bedeutung. Hieraus erfolgt die Verpflichtung des Staates, die Verpflegung und Erziehung der Kinder selbst in die Hand zu nehmen. Zu diesem Zwecke wären Anstalten zu errichten, in welchen die Kinder in ihren ersten (!) Lebensjahren bis zur Epoche, da ein geregelter Unterricht zu beginnen hat, verpflegt, überwacht (!) und geleitet würden. (. . .)“

Die Beweggründe für diese Forderung nach Verstaatlichung der Erziehung sind einerseits soziale, denn auf diese Weise könnte „dem fürchterlichen sozialen Elend, dessen Quelle in der trostlosen Verwahrlosung der Kinder der Armen liegt, wirksam gesteuert werden“, andererseits familienpolitische, denn „derartige Institute wären [durch geschulte Erzieher und Lehrer] geeignet, die heranwachsende Generation zu viel tüchtigeren (!) Menschen heranzubilden, als es – im Durchschnitt – durch die so viel gepriesene Familienerziehung geschieht. (. . .)“ (Gleichstellung, S. 246 f.) Zugleich wird durch die Wortwahl hier und andernorts deutlich, daß auch wirtschaftspolitische Erwägungen und Motive eine Rolle spielen. Ein Hauptmotiv für diese Verstaatlichung der Erziehung ist aber folgendes: Wenn grundsätzlich alle Kinder in solchen Staatsinstituten aufgezogen und erzogen werden, dann ist damit zwar ein weitgehender Funktionsverlust der Familie verbunden, aber damit ist auch das Dilemma der berufstätigen Frau, der (schon erwähnte) Konflikt „Beruf oder Mutterschaft“ beseitigt; der Staat nimmt der Frau zwar nicht die Mutterschaft ab, aber die Sorge für die Kinder, und schafft damit die Voraussetzung für ihre Emanzipation, zu der wesentlich eigene Berufs- bzw. Erwerbstätigkeit gehört.

Schon damit wird deutlich, wie dieser – aus der Tradition des Liberalismus geführte – Kampf um Freiheit und Gleichheit der Frau zu Konsequenzen führt, die wir in der Geschichte als typisch für totalitäre Regime kennengelernt haben.

Nun zur zweiten, der national-ökonomischen Frage: Woher sollen, nach Troll-Borostyáni, die finanziellen Mittel für diese Staatsinstitute kommen? Zu einem Teil von den Eltern der Kinder, gestuft nach dem Einkommen der Eltern. Zum anderen nennt und prüft sie – da diese Gelder (Pensionshonorare der Eltern) nicht ausreichen – zwei weitere Möglichkeiten, Wege der notwendigen Finanzierung: Die erste Möglichkeit klingt, auch in der Diktion der Irma von Troll, sehr aktuell. (Wir können dabei einerseits an Kants einschlägige Schrift über den Frieden denken, andererseits aber auch an Bertha von Suttner und ihren Appell „Die Waffen nieder!“)

„Der geneigte Leser erwartet nun wol [sic], daß wir auf den erhofften ‚ewigen Frieden‘ und die durch denselben ermöglichte allgemeine Abrüstung spekulieren, welche das furchtbar belastete Militär-Budget wesentlich erleichtern und es so gestatten würde, die ersparten Millionen jährlicher Ausgaben dem Erziehungsbudget zuzuwenden.“ – Aber so ideal und schön das auch wäre, die Realisierung dieser Möglichkeit sieht sie in weiter Ferne, in zu weiter Ferne.

Bleibt also in ihrer Sicht nur die zweite von ihr ins Auge gefaßte Finanzierungsmöglichkeit (wörtlich):

„Wenn wir jedoch zur Stunde leider noch nicht der Soldaten und Kanonen zu entbehren vermögen, so können wir dagegen [im Sinn der von ihr vorher ausgeführten Reform der moralisch-intellektuellen Erziehung der Jugend] auf Kirchen und Klerus, ohne den geringsten sittlichen Schaden, sehr wol [sic] Verzicht leisten. Man hebe demnach Priesterstand und Klöster auf, d. h. man setze sie auf den Aussterbe-Etat und verbiete jede neue Priesterweihe und jeden Eintritt in ein Kloster. Die auf diese Weise in ungefähr fünfzig Jahren frei werdenden Kirchen- und Klostergüter vereinige man zu einem Kollektivvermögen, dessen Zinsen das Budget für die staatliche Jugenderziehung zu decken habe. (. . .)“ (Gleichstellung, S. 249)

Dieser Finanzierungsvorschlag von Troll-Borostyáni erinnert einerseits an die Klosteraufhebungen des aufgeklärten Absolutismus zur Zeit Josephs II. und andererseits z. B. an die Praktiken des Nationalsozialismus. Sind wir damit auf ein bloß zeitbedingtes oder auf ein grundsätzliches Problem gestoßen? Die Dialektik von Freiheit und Gleichheit als ein Problem der Aufklärung, der Moderne? Zur Zeit des Nationalsozialismus, in den 40er Jahren, schrieben Horkheimer und Adorno an ihrem Buch „Dialektik und Aufklärung“; in der Vorrede aus dem Jahr 1944 heißt es u. a.: „Tritt er (der gedankliche Aufklärungsprozeß) willentlich aus seinem kritischen Element heraus und als bloßes Mittel in den Dienst eines Bestehenden, so treibt er wider Willen dazu, das Positive, das er sich erwählte, in ein Negatives, Zerstörerisches zu verwandeln.“ (S. 2) Auf dieses Problem kann ich hier nur hinweisen. – Irma von Troll-Borostyáni jedenfalls erhoffte sich von der Gleichstellung der Geschlechter eine Veränderung der Gesellschaft, „deren Ziel nicht Umsturz des Guten, sondern Ausrodung törichter, sowie, wenn auch tugendhaft verlarvter, so doch durch und durch verderbter Prinzipien ist, aus welchen Heuchelei, Gemeinheit, Laster und zahllose schwere körperliche und Seelenleiden entspringen“ (Gleichstellung, S. 283).

Die Verstaatlichung der Erziehung als Konsequenz einer Emanzipationsbewegung aus der Tradition des individualistischen Liberalismus mag erstaunlich, unerwartet sein. Die Forderung der „Ausrodung“ törichter, d. h. hier: religiös begründeter Prinzipien ist durchaus nicht unerwartet, denn akonfessionelles Freidenkertum, wie es auch Irma von Troll vertreten hat, gehört zum typischen Erscheinungsbild des kämpferischen Liberalismus im 19. Jahrhundert. Wenn Irma von Troll – nach religiösen Anfängen

– später entschieden den Glauben an Gott (und Unsterblichkeit) zurückgewiesen hat, so hat sie doch an der (säkularisierten, utopischen) Hoffnung der Aufklärung und des deutschen Idealismus festgehalten, wie ein Zitat aus ihrer literarischen „Skizze“ mit dem Titel „Auferstehung“¹⁵ zeigen kann. Sie gibt darin der Erwartung Ausdruck, daß „aus den mit mythologischem Efeu umrankten Ruinen einer zerbröckelnden [religiösen] Hoffnung eine Steigerung tatfroher Menschenliebe erblühen [wird], die ihre ganze Kraft einsetzt, um das Dasein zu seinem höchstmöglichen Wert emporzubilden, und in dem Bewußtsein der segensreichen Fortwirkung ihres Tuns Ersatz findet für den verlorenen Glauben an die Fortdauer der individuellen Persönlichkeit“ (S. 186).

Daß Irma von Troll-Borostyáni auch außerhalb Salzburgs nicht ganz vergessen ist, das verdankt sie ihrer Arbeit und Rolle in der Frauenbewegung, nicht ihrer im engeren Sinn literarischen Leistung. Aber ihre literarische Arbeit kann durchaus als Teil ihrer Bedeutung für die Frauenbewegung angesehen werden¹⁶. Vor allem ihre zeitgenössische Wirkung beruht nicht zuletzt auf der für sie charakteristischen Verbindung von sozialwissenschaftlicher und literarischer Intelligenz.

Das zeigt sich noch in ihrer Nachwirkung in der überregionalen Literaturgeschichte der Moderne von Soergel/Hohoff (1961, Bd. 1, S. 328 f.). Dort ist sie einerseits präsent als Autorin der sozialwissenschaftlichen (und sozialpolitischen) Studie „Die Gleichstellung der Geschlechter“, andererseits als literaturkritische Mitarbeiterin der bekannten Münchener Naturalisten-Zeitschrift „Die Gesellschaft“.

Schon im 2. Jahrgang dieser Zeitschrift, also 1886, hat sie in ihrem Essay „Die Wahrheit im modernen Roman“ den sogenannten Kirchenvater des Naturalismus, Emile Zola, angegriffen und behauptet, seine Kunsttheorie stehe im Widerspruch zur eigenen literarischen Leistung. Gerade in seinen besten Romanen habe Zola entgegen seinem theoretischen Programm gehandelt. Und wenn der naturalistische Roman der Zola-Nachfolger vor allem das Häßliche und Gemeine darstelle und den Menschen als nahezu tierisches Triebwesen auffasse und darstelle, so verfälsche er die Wirklichkeit – denn zur Wirklichkeit gehöre auch das Gute und Edle, Schöne und Erhabene.

In solcher Kritik an Zola und seiner Schule stellt sie zugleich ihre eigene, nicht-naturalistische Position dar. In Zustimmung und Widerspruch zu Zola entwickelt sie ihr literarisches Programm. Sie wendet sich gegen seine Auffassung, daß Idealität mit Realismus unvereinbar sei. Sie stimmt Zola zu, wenn er den die Wahrheit der Erscheinungswelt festhaltenden Realismus als Hauptgebot des Schriftstellers deklariert, aber sie widerspricht ihm, insofern er den künstlerischen Idealismus mit der traditionellen religiös-metaphysischen Auffassung des Menschen als einem Ebenbild Gottes identifiziert und deshalb ablehnt. Sie hat klar erkannt, daß Zolas Kunsttheorie aus der Ablehnung des bürgerlich-christlichen Menschenbildes stammt – und stimmt diesbezüglich mit ihm überein, aber sie ist der Ansicht, daß er

mit seiner grundsätzlichen Ablehnung des Idealismus das Kind mit dem Bad ausgeschüttet habe.

Der moderne künstlerische Idealismus, so Irma von Troll, habe nichts zu schaffen mit den überlieferten Dogmen der Religion und den alten Thesen der Metaphysik und sei deshalb mit dem modernen Realismus durchaus vereinbar.

Der „Gott“ des modernen künstlerischen Idealismus sei das Schöne bzw. die Wahrheit, künstlerisch schön dargestellt. Die „Mission“ des künstlerischen Idealismus sei es, „Werke zu schaffen, welche durch ihre künstlerische Vollkommenheit, durch die sanft siegende Macht der Schönheit erhebend, veredelnd und begeisternd wirken und so ein herrliches Erziehungsmittel der Menschheit bilden“. Wenn man sich fragt, wie Irma von Troll das reale und ideale Moment in ihrer Kunsttheorie vereinigt sieht und wie sie die Eigenständigkeit des modernen künstlerischen Idealismus begründet, so liegt die Antwort implizit in dem (mythischen?) Bild von der Dichtkunst, mit dem sie in ihrem Essay ihre Kunsttheorie veranschaulicht: „Die Dichtkunst ist einem Baum vergleichbar, der mit seinen Wurzeln im Boden nüchterner Lebenswirklichkeit haftet, aus dem er seine Nahrung saugt, mit seinem Wipfel aber frei und stolz der Sonne der Idealität entgegnenragt.“¹⁷

Dieses Naturbild mit seiner Unten-Oben-Polarität, mit der durch den aufragenden Baum symbolisierten Bewegung von den Tiefen (des Bodens) zur Höhe (der Sonne), vom Dunkel ins Licht, findet seine Entsprechung in ihren Erzählungen und Romanen (vgl. besonders den Romantitel „Aus der Tiefe“), findet aber ebenso seine Parallelen in den sozialpolitischen Studien, wie oben ansatzweise gezeigt wurde. Der Grundsatz von der Veredelung des Menschen prägt sowohl die Grundtendenz der sozialwissenschaftlichen Studie „Die Gleichstellung der Geschlechter“ (z. B. S. 281 f.) wie die These von der Kunst als veredelnde Macht und als „herrliches Erziehungsmittel“ in ihren literarischen Schriften zum Ausdruck kommt, zum Beispiel in dem Roman „Onkel Clemens“. Das Bild von der Sonne weist ebenso wie die Rede von der Kunst als Erziehungsmittel auf die Tradition der Aufklärung etwa bei Lessing oder Schiller; das Bild des Baums indiziert die Tradition der Romantik und des poetischen Realismus mit seiner Weltfrömmigkeit. Die Grundlagen für ihre Verteidigung des Idealismus werden auf der Linie zwischen der (bloß) „ästhetischen Religion“ in deutscher Klassik und Romantik¹⁸ und der antireligiösen Ästhetik Nietzsches zu suchen sein.

Aber wir wollen nun im Schlußteil dieser Untersuchung herausfinden, wie es bei Irma von Troll-Borostyáni um das Verhältnis zwischen dem Anspruch ihrer literarischen Theorie und der Eigenart, der Qualität ihrer literarischen Praxis steht. Wir müssen uns dabei auf eine repräsentative Auswahl von Werken stützen und müssen auf eine eingehende Textanalyse verzichten.

Der erste Roman, „Aus der Tiefe“ (1892), steht dem Programm des Naturalismus noch relativ am nächsten – und ist wohl ihr künstlerisch gelun-

genster. Er erzählt die Geschichte einer ins Unglück geratenen Familie und eine Liebesgeschichte, die mit einer Kriminalhandlung verknüpft ist. Diese Liebesgeschichte zeigt die Wandlung eines jungen Mannes unter dem Beistand einer selbständigen, das heißt durch ihre Berufstätigkeit ökonomisch auf eigenen Füßen stehenden jungen Frau. Aus der literarischen Rezeption kann man erkennen, daß der Roman für viele seiner damaligen Leser eine Zumutung, eine Provokation darstellte. Der Salzburger Literaturhistoriker Martin Feichtlbauer reagierte ablehnend: Der Roman „gibt ein ganz unerquickliches Bild sozialer Verrohung und befriedigt in keiner Weise“¹⁹. Für solche Leser hat die Autorin wenige Jahre später ihrer sozial-pathologischen Studie „Die Verbrechen der Liebe“ als Warnung folgende selbstbewußte Sätze vorangestellt:

„(. . .) Allen Menschen, welche den Mut haben, die Wahrheit zu schauen. Diejenigen aber, die zurückschrecken vor der Unerbittlichkeit voraussetzungsloser Erkenntnis, und die nicht hinabblicken wollen in die dunklen Tiefen (!) menschlicher Irrung – die mögen dieses Büchlein ungelesen lassen.“

Der Roman „Aus der Tiefe“ geht von einer Familienkrise aus. Ein bisher unbescholtener, ja beliebter und hoffnungsvoller Offizier wird aus der Haupt- und Residenzstadt (Wien) in eine ferne Landgarnison versetzt und wird dort aus Langeweile zum Spieler und – wegen Spielschulden – zum Dieb. Seine wegen der Schulbildung ihres Sohnes (Konrad von Lohr) in der Hauptstadt gebliebene Frau kann mit Hilfe ihres Vaters zwar nicht die Entlassung ihres Mannes aus dem Militärdienst verhindern, aber die strafrechtliche Verfolgung seiner Untat. Dieser findet dennoch keinen Weg zum Neuanfang und verkommt, wieder in die Familie zurückgekehrt, zum Spieler und Trinker, der sich von seiner Frau und seinem Sohn aushalten läßt. Der Sohn haßt den Vater, weil dieser das Leben der Mutter zerstört, und versucht vergeblich, die Mutter zur Lösung ihrer Ehe zu bewegen. (Sie will vor allem aus religiösen Gründen keine Auflösung ihrer Ehe.) Als dann der Vater nach einem Streit mit dem Sohn tot aufgefunden wird, drohen dem Sohn Verurteilung und Kerker. In letzter Minute stellt sich durch die Initiative Paulas, die Konrad liebt und an seine Unschuld glaubt, heraus, daß der Untermieter (Glaser) den Mord verübt hat. Konrad von Lohr und Paula finden zusammen. „Aus der Tiefe des Elends wirklicher und vermeintlicher Schuld hatte sie der Sieg des Rechtes emporgerungen zu Freiheit, Glück und Liebe.“ – So der Schlußsatz des Romans, der ebenso wie die Handlungsstruktur zeigt, daß und wie die Autorin inhaltlich ihre Kunsttheorie realisiert. Gemessen am Niveau populärer Frauenliteratur ihrer Zeit, zum Beispiel an Eugenie Marlitt (1825–1887) und an Hedwig Courths-Mahler (1867–1950), ist dieses Buch auch in Aufbau und Sprache ein avantgardistischer Roman; verglichen mit Marie von Ebner-Eschenbach (1830–1916) zeigt dieser Roman im Hinblick auf Menschenkenntnis und Personenzeichnung, Komposition und Sprache deutlich seine Grenzen und die Nähe zur Kolportage.

In dem Roman „Onkel Clemens“ (1897) tritt sowohl die Neigung zur Phrase, zum Klischee, zur Sentimentalität in der Sprache stärker hervor (man lese nur z. B. die Begräbnisszene am Beginn des Romans) wie auch die tendenziös-lehrhafte Konstruktion der Fabel im Dienst des Programms. Wenn man bloß das Grundkonzept des Romans knapp formuliert, wird man heute noch sagen: gut, das interessiert mich. Der Roman will nämlich zeigen, wie es ein junges Mädchen fertigbringt, aus dem traditionellen Rollenschema auszubrechen und den ihr entsprechenden Weg der Persönlichkeitsentwicklung durch Studium und Beruf zu finden. Die Durchführung des Programms aber wirkt weit weniger überzeugend, insbesondere die Art, wie das programmierte Happy-End herbeigeführt wird.

Nach dem Tod ihrer Mutter heimatlos geworden, findet Bertha, die Heldin des Romans, im Landhaus ihres Onkels (dem Schwager ihrer Mutter) liebevolle Aufnahme und ein neues Zuhause. Onkel Clemens ist Landarzt und unverheiratet; seine Schwester Eufrosine führt ihm den Haushalt. Der Onkel ist ein edler Freidenker, von aufgeklärter Geistesrichtung im Sinn der modernen Naturwissenschaft (Darwinismus) und ohne Vorurteile gegenüber Frauen. Er zeigt liebevolles Verständnis für ihre Probleme, ist aufgeschlossen für ihre Musikleidenschaft und ihre Zukunftspläne. Die Tante Eufrosine ist häuslich, ordnungsliebend, doch auch literarisch interessiert. (Sie veranstaltet Leseabende, in denen ausschließlich das Erbe der Weimarer Klassiker gepflegt wird; auffallend: die Bevorzugung der deutschen Klassiker und die Abwesenheit der österreichischen Klassiker im Roman einer Österreicherin.) Die Tante ist also zwar literarisch gebildet, aber betont sexualfeindlich, prüde-moralisch – und sie will Bertha ganz im Sinn der traditionellen weiblichen Geschlechterrolle erziehen. (Leitbild: brave, nicht-studierte, aber tüchtige Frau für den Gatten, das Haus, die Kinder.) Robert, ein Jugendfreund Berthas und Mündel des Onkels, bei ihm jeweils in den Ferien zu Gast (er studiert in der Hauptstadt), verliebt sich in Bertha (was dem Onkel sichtlich nicht gefällt) und will sie nach Abschluß seines Studiums ganz im Sinn der traditionellen Männererwartung zur Frau. Eben diese – melodramatisch gesteigerte – Beziehung zu Robert stellt nun Bertha vor die Alternative: traditionelle bürgerliche Ehe (das hieß damals selbstloser Dienst an dem Gatten, den Kindern, dem Haus) – oder Selbstverwirklichung, Entwicklung ihrer Individualität durch Studium und Beruf (das hieß damals in der Regel Verzicht auf Mutterschaft, Familienglück). Bertha wird also in den typischen Konflikt der sich emanzipierenden bürgerlichen Frau gestellt, in das Dilemma: Mutterschaft oder Beruf (wie wir es auch aus den sozialwissenschaftlichen Studien der Autorin kennen). Bertha entscheidet sich für Studium und Beruf, sie bricht in schmerzlichster Auseinandersetzung die Brücken hinter sich ab und geht nach Zürich zum Medizinstudium (dort war Frauenstudium schon möglich). Diese mutige Entscheidung bedeutet aber – so will es der Roman und das fortschrittliche, moderne Konzept der Autorin – nicht den dauernden Verzicht auf Liebe und Ehe. Onkel Clemens – mit dem der Briefwechsel nicht abge-

rissen war – reist nach Abschluß des Studiums zu der jungen Frau Doktor nach Zürich. Die Beziehung zwischen den beiden klärt sich; für den Leser doch etwas überraschend. Des Onkels bisher eher väterliche Zuneigung kann sich endlich als das äußern, was sie verborgen, rücksichtsvoll und geduldig schon lange war: als aufrichtige und respektvolle Liebe eines modernen Mannes zu einer modernen Frau. Und damit sind auch Berthas (heimliche) Träume in Erfüllung gegangen. Ein Zitat aus dem Schlußteil des Romans kann vielleicht einen Eindruck davon geben, mit welchen Mitteln die Autorin das schließlich doch glückliche Ende gestaltet: „Wieder saß Clemens in Berthas traulichem Stübchen. Die Herbstnacht senkte sich frostig hernieder. Klatschend schlug der strömende Regen an die Fenster. Aber in den Augen der Beiden lag Sonnenschein (!). ‚Also – wann reisen wir, Frau Assistentin?‘ frug Clemens. – ‚Sobald wie möglich.‘ ‚Und wann die Trauung?‘ ‚Sobald Du willst!‘ (. . .)“ (S. 169)

Zweifellos enthält der Roman trotz der starken Typisierung der Figuren in seinen Grundkonflikten viel für die damalige Zeit Charakteristisches und kann, wie Beobachtungen zeigen, auch heute noch junge Leserinnen ansprechen und interessieren, aber den Maßstäben damaliger oder heutiger künstlerischer Prosa wird er nicht gerecht. Auch diese relativ schlichte Schlußpassage zeigt mit dem traulichen Diminutiv, der klischeehaften Metaphorik: außen – frostige Herbstnacht, innen – (warmer) Sonnenschein, dem harmonisierenden Dialog, der wieder ein traditionelles Mann-Frau-Rollenstereotyp aufnimmt, unverkennbar die Nähe zur Trivalliteratur. Deutlich wird aber auch, daß und wie die Autorin sich an ihr Programm hält, das die „Sonne der Idealität“ und die „versöhnende Harmonie“ auch für den realistischen Roman fordert.

Wenn man den späten Roman „Irrwege“ (1908) in diesen Überblick einbezieht, kann man von einer Entwicklung ihrer Schreibweise sprechen, die vom Roman mit avantgardistischem Anspruch zum melodramatisch aufgeladenen Kolportageroman führt. Der Irrwege-Roman zeigt, wie sich die Tochter eines Grafen (in nahezu aussichtsloser Lage) gegen den von Standsvorurteilen (bis zur Kriminalität) verblendeten Vater durchsetzen kann und statt des vom Vater bestimmten ungarischen Barons den geliebten Kaufmannssohn (mit dem sprechenden Namen Wilhelm Frank) zunächst heimlich heiratet und schließlich glücklich mit ihm vereint wird. In diese Haupthandlung verflochten ist ein anderer Handlungsstrang: das Schicksal der – wegen einer Mesalliance verstoßenen – Schwester des Grafen und ihrer Kinder. So wie der (verbrecherische) Stolz und Standesdünkel des Grafen, rücksichtslos gegenüber seiner Tochter, zu Fall kommt, so wird das grausame Unrecht an der Schwester (in ihrem guten Sohn und durch ihn) gesühnt. Das Bestreben, eine spannende und herzbewegende Handlung zu konstruieren, hat die Autorin auch veranlaßt, das damals eifrig diskutierte Problem des Scheintodes als Motiv einzubauen (Rettung des Scheintoten in letzter Minute aus der Gruft). Am Schluß münden die Irrwege in eine für die ‚Helden‘ glückliche Lösung, die Bösewichte sind bestraft. Das

Recht hat gesiegt. Demonstriert wird: „Durch Nacht zum Licht führt unser Lebensweg.“

Dieses Schlußwort des Romans ist zugleich sein Grundmotiv – getreu ihrer Kunsttheorie. Auch die Verbindung zu ihren sozialwissenschaftlichen Analysen ist unverkennbar, denn als Motto des Romans könnte ein Satz aus ihrer sozial-pathologischen Studie „Die Verbrechen der Liebe“ stehen: „Die beiden Grundübel unseres sozialen Organismus, aus welchem das sexuelle Elend unserer Zeit mit allen seinen verschiedenen Krankheitserrscheinungen entspringt, sind: der Erbkapitalismus (gemeint ist das feudale Erbeigentum) und die (patriarchalistische) Unterjochung des Weibes.“ (S. 57)

Leider war ihr guter Wille, dem Fortschritt zu dienen, größer als ihre Kunst. Das zeigt sich gerade auch an diesem Roman. Der Überblick über ihre literarischen Arbeiten bliebe aber sehr unvollständig, würde man ihre Novellen nicht wenigstens erwähnen. Sie sind zum Teil künstlerisch besser gelungen, wohl weil sich der künstlerische Impuls freier entfalten konnte; sie sind meist weniger konstruiert und typisiert, weniger dem Klischee verhaftet und mehr der unmittelbaren Lebenserfahrung verbunden.

In der Novelle „Der Vater“²⁰ reflektiert die Autorin ein Grundproblem ihrer literarischen Arbeit. Der Schriftsteller Rudolf gerät als Gesprächspartner des unglücklichen Protagonisten der Novelle in folgenden inneren Konflikt: „Wo gab es wohl ein brauchbareres, interessanteres Romansujet, als hier: Glied an Glied baute sich das Gerippe seines zu schaffenden Werkes in seinem Geiste auf, die Gestalten, die in greifbarer Lebendigkeit ihm vorschwebten. Zu einer flammenden Anklage (!) dieser Ausgeburt einer korrupten, wahnwitzigen Moral sollte seine Dichtung werden. (. . .) Plötzlich aber (. . .) heiße Scham beschlich ihn. Stellte das Unglück seines Freundes keine andere Aufgabe an ihn, als die, es künstlerisch zu verwerthen, oder gleich einem Vivisekteur die Schmerzenszuckungen des Betroffenen zu beobachten, um auf Grund der Erfahrung eine sozialwissenschaftliche These (!) aufzubauen? Wie weggeblasen war seine dichterische Schaffensstimmung, das Ziel nur trat vor sein Auge: ein Mittel zu finden, um das furchtbare Verhängnis abzuwenden. (. . .)“ (S. 110)

Diese Novelle endet jedoch mit dem Gefühl bitterster Hoffnungslosigkeit; die Autorin erlaubt sich hier, den Zwang zum glücklichen Ausgang zu durchbrechen und ihre Neigung zur Thesenliteratur zu problematisieren.

Abschließend läßt sich sagen: Ihre sozialwissenschaftlichen essayistischen Studien waren ein Durchbruch der Moderne, insbesondere auf dem Feld der Frauenbewegung; sie standen auf der Höhe der Zeit – wie z. B. die Einführung von Prof. Dr. Ludwig Büchner zu ihrem Buch „Die Gleichstellung der Geschlechter“ dokumentiert. Diese Arbeiten zeigen ein Problembewußtsein, das zum Teil heute noch aktuell ist. Ihre poetisch-literarischen Arbeiten dagegen zeugen zwar vom Bestreben der Verbindung von sozialwissenschaftlicher Verstandeskultur mit künstlerischer Gefühlskultur, aber sie bezeugen auch den Widerstand des ‚Materials‘, des Menschenlebens,

gegen ein gedankliches Konzept; und vor allem: auch unkonventionelle Ideen werden zugedeckt von allzu konventioneller Sprache.

Aber man darf sich das Urteil über Troll-Borostyáni Romane nicht zu leicht machen; man muß auch die Situation der schreibenden Frau zur damaligen Zeit bedenken.

Es gab damals noch das spezielle Risiko, mit dem Namen einer Frau in die literarische Öffentlichkeit zu treten. (Deshalb begann Irma von Troll unter dem Pseudonym Leo Bergen; und ihre Streitschrift gegen die Prostitution ließ sie wohlweislich unter dem Decknamen „Veritas“ erscheinen.)

Es gab, damit im Zusammenhang, ein frauenspezifisches Problem, einen geeigneten Verleger zu finden – besonders wenn man sich nicht gängigen Mustern anpaßte. Und es gab, besonders für Frauen, spezifische moralische Schranken, Tabus in der Wahl von Themen und Motiven.

Es gab auch noch kaum eine bewußt wahrgenommene Tradition weiblichen Schreibens; die oben zum Vergleich erwähnte Marie von Ebner-Eschenbach war zwar eine Zeitgenossin der Irma von Troll, aber ihren sogenannten Durchbruch zur literarischen Öffentlichkeit erreichte die Ebner-Eschenbach erst ca. 1883 mit den Dorf- und Schloßgeschichten. Und noch in unserer Zeit, bei Verena Stefan (in ihrem Roman „Häutungen“), findet sich die Äußerung: „Die Sprache versagt, sobald ich über neue Erfahrungen berichten will.“²¹

Aber es bleibt der Befund: Die Darstellung von Familienkrisen waren für Irma von Troll sehr häufig Ausgangspunkt oder Zentralmotiv ihrer literarischen Arbeiten. Damit im Zusammenhang und vor allem ging es ihr darum zu zeigen: Nur selbständige Initiative und moderne Bildung können der Frau den Weg weisen zu ihrer Befreiung aus ungerechten, aber veränderbaren Verhältnissen. Doch: Irma von Troll war offenbar in erster Linie eine sozialwissenschaftlich und sozialpolitisch engagierte Intellektuelle; die Studien und Essays waren ihre Stärke, nicht die sprachkünstlerische Sensibilität und Originalität bei der Verbindung von Erfahrung und Erfindung. Sie war weniger erfüllt von der Leidenschaft, das Leben bzw. das bessere Leben mit den Mitteln der Sprachkunst zu erkunden, als von der Absicht, ihre im Leben und im Studium der Frauenfrage gewonnenen Erkenntnisse nicht nur in Abhandlungen und Streitschriften darzulegen, sondern auch durch Literarisierung populär zu machen. Eine solcherart engagierte Literatur neigt mehr als eine auf ihre Autonomie und Originalität bedachte Kunst zur Typisierung der Figuren, zu didaktischer Konstruiertheit, melodramatischer Spannung und klischeehafter Sprache. Irma von Troll-Borostyáni bildet da keine Ausnahme.

Anmerkungen

1 Vgl. *Albert Soergel* u. *Curt Hohoff*, Dichtung und Dichter der Zeit. Vom Naturalismus bis zur Gegenwart. (Neubearbeitung) 1. Bd. (Düsseldorf 1961), S. 297 u. 328 f.; *Josef Donnerberg*, in: Das Buch vom Salzburger Land, hg. v. *Inge Lindt* (Wien 1969), S. 115.

2 Die Arbeiten von *Anna Hauer*, Sittlichkeit und Sexualität in der österreichischen Frauenliteratur der Jahrhundertwende. Hausarb. am Inst. f. Germanistik (Salzburg 1983), u. *Judith Lämmereiner*, Irma von Troll-Borostyáni. Eine Vorkämpferin der österreichischen Frauenbewegung. Hausarbeit (Salzburg 1979), sind Prüfungsarbeiten und werden in der Regel nicht verliehen.

3 Zit. bei *Carl E. Schorske*, Wien. Geist und Gesellschaft im Fin de Siècle. Deutsch v. *H. Günther* (Amerikan. Original 1980; Frankfurt/Main 1982), S. XVI.

4 Ebd., S. IX.

5 Ebd.

6 Ebd., S. X.

7 Vgl. *Martin Feichtlbauer*, Salzburgs hochdeutsche Literatur im Rahmen der deutschen Literaturentwicklung, in: MGSL 57 (1917), S. 65–233, hier S. 107.

8 Es erschien 1878 im angesehenen Verlag von Gustav Heckenasts Nachfolger in Preßburg und Leipzig; der Verlag Gustav Heckenast war es, der u. a. „Adalbert Stifters Sämtliche Werke“ in 17 Bänden herausgebracht hatte.

9 *Wolf Lepenies*, Die drei Kulturen. Soziologie zwischen Literatur und Wissenschaft (München-Wien 1985), S. 11.

10 Vgl. *Ingeborg Weber-Kellermann*, Die deutsche Familie. Versuch einer Sozialgeschichte (Frankfurt/Main 1981), S. 159.

11 *Elisabeth Pfeil*, Die Frau in Beruf, Familie und Haushalt, in: Familie und Gesellschaft (Tübingen 1966), S. 141–176, zit. bei *Weber-Kellermann* (wie Anm. 10), S. 160.

12 Ebd., S. 242–252.

13 Lexikon deutscher Frauen der Feder. Eine Zusammenstellung der seit dem Jahre 1840 erschienenen Werke weiblicher Autoren nebst Biographien der lebenden und einem Verzeichnis der Pseudonyme. Hg. v. *Sophie Pataky*, 2. Bd., M–Z (Berlin 1898), S. 378 f.

14 *Michael Mitterauer* u. *Reinhard Sieder*, Vom Patriarchat zur Partnerschaft. Zum Strukturwandel der Familie (München 1977) (= Beck'sche Schwarze Reihe Bd. 158), S. 38 f.

15 *Wilhelmine von Troll* (Hg.), Ausgewählte kleinere Schriften von Irma von Troll-Borostyáni. Mit einer Lebensskizze („Das Leben einer Dichterin und Denkerin“) v. *H. Widmann* (Leipzig 1914).

16 Als ihr erster Roman – mit dem Titel „Aus der Tiefe“ – erschien, schickte Irma von Troll-Borostyáni ein Exemplar nach Wien und schrieb (mit Datum Salzburg, 8. Nov. 1892) hinein: „Dem Verein der Künstlerinnen und Schriftstellerinnen in Wien hochachtungsvoll und kollegial zugeeignet von Irma von Troll-Borostyáni.“ (Dieses Exemplar mit der Widmung befindet sich jetzt in der Bibliothek des Inst. f. Germanistik an d. Universität Salzburg, F/II Tro-1/40965.) Diese Widmung ist ebenso ein Zeichen ihrer Verbundenheit mit der österreichischen Frauenbewegung, die ihren Sitz in Wien hatte, und mit den anderen „Frauen der Feder“, wie umgekehrt die 1898 von Wien aus erfolgte Ehrung: sie wurde damals zum „Ehrenmitglied des österreichischen Frauenvereins für ihr Verdienst als tapfere Bahnbrecherin der Frauenbewegung in Österreich“ ernannt (vgl. die Hausarb. v. *Hauer* [wie Anm. 2], S. 25).

17 Zit. nach *Soergel/Hohoff* (wie Anm. 1), S. 329.

18 Vgl. *Heinz Otto Burger*, „Dasein heißt eine Rolle spielen“. Studien zur deutschen Literaturgeschichte (München 1963), S. 233 ff.

19 *Feichtlbauer* (wie Anm. 7), S. 110.

20 Aus der Sammlung „Hunger und Liebe“ (1899/1900), S. 109.

21 Zit. bei *Hilde Schmörlzer*, Frau sein und schreiben (Wien 1982), S. 31.

Weitere Literatur

1. Primärliteratur

Irma von Troll-Borostyáni:

- Die Mission unseres Jahrhunderts. Eine Studie über die Frauenfrage (Preßburg-Leipzig 1878). (In dritter Aufl. zugleich mit dem Werk „Die Gleichstellung der Geschlechter und die Reform der Jugenderziehung“, hg. v. Bayer. Verein f. Frauenstimmrecht [München 1913].)
- Im freien Reich (zweite Ausgabe unter dem Titel: Die Gleichstellung der Geschlechter . . .) (Zürich 1888).
- Die Gleichstellung der Geschlechter und die Reform der Jugend-Erziehung. Mit einer Einführung von Prof. Dr. *Ludwig Büchner* (= zweite Ausgabe des Buches d. obgenannten Verfasserin „Im freien Reich“) (Zürich 1888).
- Aus der Tiefe. Roman, 2 Bände (in einem Buch) (Dresden 1892).
- Die Prostitution vor dem Gesetz. Ein Appell an's deutsche Volk und seine Vertreter. Von *Veritas* (= Troll-Borostyáni) (Leipzig 1893, 5. Aufl. 1904).
- Das Recht der Frau. Eine soziale Studie (Berlin 1894).
- Die Verbrechen der Liebe. Eine sozial-pathologische Studie (Leipzig 1896).
- Das Weib und seine Kleidung (Leipzig 1897).
- Was ich geschaut (frühe Novellen; 1898).
- Onkel Clemens. Original-Roman (mit Porträt der Autorin!) (Zürich-Erfurt-Leipzig 1897).
- Hunger und Liebe. Novellen (Leipzig 1899/1900).
- Dem Verdienste seine Krone. Novellen (Berlin 1903).
- Der Moralbegriff des Freidenkers. Vortrag im Salzburger Freidenkerverein (1903).
- Katechismus der Frauenbewegung (Leipzig 1903).
- Das Liebesproblem in der modernen Literatur, in: Deutschland. Monatsschrift für die gesamte Kultur (unter ständiger Mitarbeit v. *Ed. v. Hartmann, Theod. Lipps, Berthold Litzmann, Otto Pfeleiderer* u. *Ferd. Tönnies*, hg. v. *Graf von Hoensbroech*, Berlin), H. 22 / Juli 1904, S. 437–443.
- Die Schule des Lebens. Novellen (1905).
- Das Dekadenzelend unserer Zeit, in: Mutterschutz. Zs. zur Reform der sexuellen Ethik, 2. Jg. (1906), H. 8, S. 303–310.
- Höhenluft. Novellen (Reutlingen 1907).
- Irrwege. Original-Roman (in zwei Bänden) (Wien-Prachatitz-Leipzig 1908) (= Pohls allgem. Volksbücherei deutsch-österreichischer Schriftsteller, Bde. 18 u. 19).
- So erziehen wir unsere Kinder zu Vollmenschen. Ein Elternbuch (Oranienburg-Berlin o. J. [1912]), zit. bei *H. Widmann*, Lebensskizze (= Möller's Bibliothek für Gesundheitspflege und Volksaufklärung, Hauswirtschaft und Unterhaltung, H. 85). Letzte Schrift der Autorin!

2. Sekundärliteratur

- Elisabeth Friedrichs*, Die deutschsprachigen Schriftstellerinnen des 18. und 19. Jahrhunderts. Ein Lexikon (Stuttgart 1981), S. 315.
- Martin Feichtlbauer*, Die Literatur in den Kronländern: Salzburg, in: *Nagl/Zeidler/Castle*, Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte. 3. Bd. von 1848 bis 1890 (Wien o. J. [1930]), S. 412–422.
- Franz Martin*, Kleine Landesgeschichte von Salzburg. 4. Aufl., erweitert u. bearb. v. *Reinhard R. Heinisch* (Salzburg 1971).
- Karl O. Wagner*, Salzburgs Literatur im Rahmen der deutschen Literaturgeschichte (Wien 1925), S. 107.
- August Bebel*, Die Frau und der Sozialismus (Berlin-Ost ⁶⁰1962).
- Elfriede Beck*, Die Wienerin und ihre Zeit. Frauen und Familienzeitschriften der zweiten Hälfte des 19. Jhd.s als Zeitdokument (Wien 1964).
- Brigitte Berger* u. *Peter L. Berger*, In Verteidigung der bürgerlichen Familie. Aus dem Amerikan. v. *B. Eckert* (Frankfurt/Main 1984).

- Ernst Bruckmüller*, Sozialgeschichte Österreichs (Wien-München 1985).
- Jacques Derrida*, Apokalypse. Hg. v. *Peter Engelmann*. Aus dem Franz. v. *Michael Wetzell*, dt. Erstausgabe (Graz-Wien 1985) (= Edition Passagen, 3).
- Otto Friedländer*, Das war Wien um 1900. Letzter Glanz der Märchenstadt („Eine amüsante Kultur- und Sittengeschichte aus der k.u.k.-Zeit“). Originalausgabe (Wien-München 1969), Taschenbuchausgabe (München 1980) (= Goldmann-Austriaca).
- Hiltrud Gnüg* u. *Renate Möhrmann* (Hg.), Frauen-Literatur-Geschichte. Schreibende Frauen vom Mittelalter bis zur Gegenwart (Stuttgart 1985).
- Hiltrud Gnüg*, Erotisch-emanzipatorische Entwürfe. Schriftstellerinnen um die Jahrhundertwende, in: Frauen-Literatur-Geschichte (w. o.), S. 260–280.
- Marianne Hainisch*, Die Geschichte der Frauenbewegung in Österreich, in: *Helene Lange* u. *Gertrud Bäumer* (Hg.), Handbuch der Frauenbewegung (Berlin 1901).
- Max Horkheimer* u. *Theodor W. Adorno*, Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente (1944). Mit einem Nachwort v. *Jürgen Habermas* (1985) (Frankfurt/Main 1969, Neuaufl. 1985).
- William M. Johnston*, Österreichische Kultur- und Geistesgeschichte. Gesellschaft und Idee im Donauraum. 1848–1938 (Wien-Köln-Graz 1972).
- Angela Jurinek-Stinner* u. *Marianne Weg* (Hg.), Frauen lernen ihre Situation verändern. Was kann Bildungsarbeit dazu beitragen? (München-Wien-Baltimore 1982).
- Günther Mahal*, Deutsche Literatur im 20. Jahrhundert. Bd. 1: Naturalismus (München 1975) (= UTB 363).
- Josef Nadler*, Literaturgeschichte Österreichs (Linz/Donau 1948).
- Edith Rigler*, Frauenleitbild und Frauenarbeit in Österreich vom ausgehenden 19. Jahrhundert bis zum zweiten Weltkrieg (Wien 1976).
- Sigrid Schmid* u. *Hanna Schnedl* (Hg.), Totgeschwiegen. Texte zur Situation der Frau von 1880 bis in die Zwischenkriegszeit (Wien 1982).
- Hanna Schnedl*, Von der Dame zur Bürgerin, in: *Anatols Jahre*. Beispiele aus der Zeit vor der Jahrhundertwende. Ausstellungskat. d. 71. Sonderausstellung des histor. Museums d. Stadt Wien, hg. v. den Museen d. Stadt Wien (1982).
- Jochen Schulte-Sasse* u. *Renate Werner*, Einführung in die Literaturwissenschaft (München 1977) (= UTB 640).
- Antonie Schweitzer* u. *Simone Sitte*, Tugend – Opfer – Rebellion. Zum Bild der Frau im weiblichen Erziehungs- und Bildungsroman, in: Frauen – Literatur – Geschichte (w. o.), S. 144–165.
- Ernst M. Wallner* u. *Magret Pohler-Funke* (Hg.), Soziologie der Familie (Materialien und Kommentare) (Heidelberg 1977) (= Soziologie der Gegenwart, Materialien 2).
- Victor Žmegač* (Hg.), Geschichte der deutschen Literatur vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Bd. 2, Teil 1 u. 2, 1848–1918 (Königstein/Taunus 1980) (= Athenäum Taschenbücher 2156/2157).
- Stefan Zweig*, Die Welt von Gestern. Erinnerungen eines Europäers (Frankfurt/Main 1981).

Anschrift des Verfassers:

Univ.-Prof. Dr. Josef Donnenberg
 Universität Salzburg, Inst. f. Germanistik
 Akademiestraße 20
 A-5020 Salzburg

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Mitt\(h\)eilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde](#)

Jahr/Year: 1991

Band/Volume: [131](#)

Autor(en)/Author(s): [Donnenberg Josef](#)

Artikel/Article: [Irma von Troll-Borostyáni und die Frauenfrage. Familienkrise und Frauenbildung um 1890 am Beispiel der Salzburger Schriftstellerin. 201-223](#)